

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 73 (1964)
Heft: 6

Buchbesprechung: Der Blick des Königs

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER BLICK DES KÖNIGS

Gedanken zu einem Buch

Der kürzlich in deutscher Sprache im Speer-Verlag, Zürich, erschienene Roman des Dichters Camara Laye «Der Blick des Königs» zählt zu den bedeutsamsten Werken der modernen afrikanischen Literatur.

Ein Weisser kommt nach Afrika. Hoherhobenen Hauptes; denn er fühlt sich zum Herrschen berufen. Dünkel und Vorurteil wohnen in seiner Seele. Er wird die Schwarzen ausbeuten, seine Tage beim Kartenspiel in den Villen der reichen Weissen verbringen, in eleganten Hotels leben, den schwarzen Kellnern Befehle erteilen und die Stirn zornig in Falten legen, wenn sie sich anmassen, seinem Willen zu widersprechen.

Doch eines Tages verliert er all sein Geld. Es ist ihm nichts geblieben als das Zeug, das er am Leibe trägt. Allein die Hoffnung gibt ihm Kraft, die Hoffnung, dass ihn der König in seinen Dienst aufnimmt. Der König wird ihn erhören und ihm die Achtung zollen, die den Weissen gebührt.

In die Menge der Schwarzen eingekleidet — in diese Menge, der ein öliger Geruch entströmt und seltsame Schläfrigkeit verbreitet —, steht Clarence auf dem Festplatz und wartet auf des Königs Ankunft. Die Blicke der Schwarzen messen ihn von oben bis unten. Nicht unterwürfige Blicke, sondern verächtliche; denn die weisse Hautfarbe gilt für sie nicht als Zeichen des Auserwähltseins. Clarence spürt zum ersten Mal die ganze Bitternis menschlicher Ohnmacht. Seine europäischen Wertungen bedeuten hier im Süden nichts, seine Kultur und Zivilisation, auf die er so stolz war, sind zum Ballast geworden und hindern ihn daran, die Gesetze zu verstehen, die hier das Leben beherrschen. Die Seele des Schwarzen ist ihm ein Rätsel.

Der König, der zerbrechliche, kleine Negerkönig, schreitet vorüber, ohne ihn auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen. Trotz seiner Zerbrechlichkeit aber ist er ein Symbol der Stärke, und nichts kann vor seiner Macht bestehen. Clarence fühlt, wie anmassend er war, zu glauben, dass der König ihm ein Amt antrüge.

Aber vielleicht gibt es doch irgendeine geringe Arbeit, die er verrichten kann. Er könnte die Trommel schlagen... Doch die afrikanischen Trommler entstammen edlen Sippen, sind uralter Tradition verpflichtet. Jeder Trommelschlag hat seine tiefe Bedeutung, und ein Weisser wäre niemals fähig, die Sprache der Trommeln, diese hintergründige, symbolische Sprache, zu ergründen.

Ein Bettler ist da, ein trotz seiner Verkommenheit weiser und stolzer, ein grober und zugleich gütiger Bettler. Er fühlt sich zum Betteln berufen und

steht überall in hohem Ansehen. Er will ein Wort für Clarence einlegen, er nimmt sich des Verwirrten an und begleitet ihn auf seinem schweren und dornigen Weg der Prüfungen, die ihn Stückchen für Stückchen vom Thron seiner Hochmut herunterführen. Sie lehren ihn Demut und Ehrfurcht vor dem Andersartigen. Vieles bleibt Geheimnis und bewahrt seine mystische Tiefe, zieht wie ein Traum an ihm vorbei und erfüllt ihn mit Ahnungen und Zweifeln.

Die brennende Sehnsucht, dem König zu begegnen, treibt ihn weiter. Er taumelt von Prüfung zu Prüfung, ihm ist, als sei er in einem Höllenkreis gefangen. Ohne Widerspruch nimmt er die für seine stolze Rasse so erniedrigenden Worte des Bettlers hin: «Die Menschen Ihrer Rasse haben sich nie durch Demut ausgezeichnet... Ein weisser Mann kann nicht alles sehen. Und er braucht auch nicht alles zu sehen; denn dieses Land ist kein Land der Weissen...» Er fühlt sich als das erbärmlichste aller Wesen, die auf Erden wandeln.

In dieser Nacktheit und Armut offenbart sich ihm das Wunder: Er begegnet dem König, und die Begegnung bringt Erlösung von aller Finsternis der Irrungen, Erlösung von den Vorurteilen seiner europäischen Kultur. Seine Seele öffnet sich und findet den Weg zum Herzen des schwarzen Bruders, der ihn in seinen Kreis aufnimmt als einen Geläuterten und von der Verblendung seiner Rasse Befreiten.

*

Mehr auf Sinn und Bedeutung als auf eine bis in die Einzelheiten reichende Beschreibung des Inhalts sind diese Zeilen ausgerichtet, die in kurzen Zügen von dem berichten, was *Camara Laye*, ein Dichter schwarzer Hautfarbe und einer der Wortführer der heutigen afrikanischen Dichtung in seinem Roman «Der Blick des Königs» darlegt.

So also sieht ein Schwarzer das Problem der rassischen Unterschiede! In die Sprache der Dichtung gekleidet — die zwischen mystischen, sich immer wieder in anderer Bedeutung wiederholenden Begriffen und kräftigen, erdegebundenen sinnlichen Worten schwebt und jene Leidenschaft und Lebenskraft ausstrahlt, wie sie den noch nicht von einer übertriebenen Zivilisation geknechteten Völkern eigen ist —, tut er eine Wahrheit kund, die auch in der Welt unserer heutigen Realität Gültigkeit hat: Jede menschliche Begegnung muss in der Bereitschaft gegenseitigen Verstehens er-

folgen. Nicht ein selbstgerechter Hochmut weist den Weg zum Du, sondern allein die Demut und die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit.

Der Weisse wird erst dann das Wesen des Schwarzen erfassen und sich in die von anderen Gesetzen beherrschte afrikanische Wirklichkeit einfügen können, wenn er seinen falschen Stolz und Dünkel aufgibt.

Der Höhepunkt des Romans ist die letzte Szene, die die Begegnung zwischen Clarence und dem König schildert. Die Einsamkeit des Geprüften hat ein Ende, an ihre Stelle tritt die grenzenlose Liebe des Königs. Hier überschneidet sich die Ebene des Menschlichen mit der des Göttlichen: So wie Clarence vor dem König steht, so steht der Mensch vor Gott, unscheinbar und ohnmächtig, geknechtet und verloren. Aber die Liebe kann ihn erlösen, gleichgültig ob er weisser oder schwarzer Hautfarbe ist.

«... Da sah er den König. Er sah ihn in seiner ganzen Herrlichkeit da sitzen. Und er wusste, woher dieses aussergewöhnliche Licht kam.

Sein ganzes Leben lang, so wollte ihm scheinen, hatte er auf dieses Bild gewartet, und jetzt, da er es erblickte, wusste er nicht, ob es wirklich war oder ob ihm seine Augen nur ein Trugbild vorgaukelten. Vielleicht hatte er so lange an diesem Bild geformt und es immer wieder heraufbeschworen, dass es nun seine Augen jenseits aller Wirklichkeit erblickten.

Nein, das Bild war wirklich! Diener trugen unablässig Geschenke herbei und warfen sie dem König vor die Füße. Dennoch würdigte der Herrscher die Geschenke, die sich vor ihm häuften, keines Blickes. Er blickte geradeaus, und vielleicht blickte er überhaupt auf nichts. Vielleicht war der Blick, der sich in der Ferne zu verlieren schien, nur ein blasser Schein, die Auswirkungen seiner Herablassung, einer zerstreuten und beinahe verachtungsvollen Güte... Was hätte er sonst sein sollen? In diesem schmachvollen Sünden gab es nichts, worauf der König seinen Blick hätte ruhen lassen können. Schon diese Herablassung war eine Gunst, wie sehr sich auch eine heimliche Verachtung darein mischen mochte.

Nicht nur seine Blösse, nicht nur seine Entwürdigung hinderten Clarence daran, sich dem König zu nähern, nein, es war etwas ganz anderes, es waren ganz andere Dinge. Es war die grosse Zerbrechlichkeit des Königs, die Zerbrechlichkeit ebensowohl wie die Macht, die gleiche anbetungswürdige Zerbrechlichkeit, die gleiche furchterregende Macht, die Clarence schon auf dem Festplatz aufgefallen waren. Und auch das gleiche Lächeln, das man wie den Blick leicht mit Verachtung verwechseln musste; ein Lächeln, das viel eher über die Lippen wanderte, als dass es auf ihnen ruhte. Und ohne Zweifel auch die Kleidung, das fleckenlose Weiss des Mantels, das Gold der turbanartig um die Stirn gewundenen Flechten. Und vieles andere noch, so vieles, dass ein ganzes Leben nicht ausgereicht hätte, es aufzuzählen — vor allem aber so viel Reinheit, so viel strahlende Reinheit.

„Das ist es, was ich verliere“, sagte Clarence. Er hatte das Gefühl, alles verloren zu haben. Er hatte

seine Unwürdigkeit ergründet. Ach, hätte er doch sein Leben ungeschehen machen können! Aber kann man den Weg zurückgehen? Lässt sich auslöschen, was auch nur einen Augenblick bestanden hat? Seine Einsamkeit erschien ihm so schwer, sie lastete mit solchem Gewicht auf ihm, dass ihm das Herz fast brach.

Da drehte der König unmerklich den Kopf, und sein Blick traf auf Clarence. Dieser Blick war weder kalt noch feindlich. Dieser Blick... Rief dieser Blick nicht?

„Ach, Herr, ich habe nur meinen guten Willen“, flüsterte Clarence, „nur meinen überaus schwachen guten Willen! Aber den könnt Ihr nicht annehmen. Es ist ein guter Wille, der mich eher anklagt als von Schuld befreit.“

Dennoch wandte der König den Blick nicht von ihm ab. Und dieser Blick... Dieser Blick schien trotz allem zu rufen.

Der König blickte ihn an, und nichts, überhaupt nichts hatte neben diesem Blick noch Bestand. So lichtvoll war dieser Blick, und es lag so viel Sanftheit darin, dass in Clarence wieder Hoffnung zu keimen begann. Ja, die Hoffnung versuchte ihn jetzt der Furcht abzurufen, diese Hoffnung wurde mächtiger als die Furcht, und obschon das Gefühl seiner Unreinheit Clarence davon abmahnte, sich dem König zu nähern, schritt er dennoch voran.

„Herr, Herr!“ flüsterte Clarence... „Ist es wahr, dass Ihr mich ruft? Ist es wahr, dass der Geruch, der mir anhaftet, Euch nicht vor Abscheu zurückweichen lässt?“

Und weil der Blick unablässig auf ihm ruhte, weil der Ruf auf ihm ruhte, war es, als durchdringe ihn ein Feuerstrahl.

„Und doch ist niemand verächtlicher, entblösster als ich“, dachte er, „und Ihr, Herr, geruht, Euren Blick auf mich zu richten“. Oder geschah es gerade seiner Blösse wegen?

„Deiner Blösse wegen!“ schien der Blick zu sagen. „Die schreckliche Leere, die in dir ist und sich mir öffnet, dein Hunger der meinem Hunger entspricht, sogar deine Erniedrigung, die ohne mein Einverständnis nicht geschehen wäre, und die Scham, die du darüber empfindest...“

Als Clarence bis zum König vorgedrungen war, als er in der gewaltigen Ausstrahlung des Königs stand und sich vom Feuerstrahl noch ganz zerschmettert und dennoch vom Leben erfüllt, nur von diesem Feuer belebt fühlte, fiel er auf die Knie, denn ihm schien, als sei er nun endlich am Ende seines Weges angelangt — am Ende jeglichen Weges.

Aber offenbar hatte er sich dem König noch nicht genug genähert, offenbar war er noch zu schüchtern, denn der König öffnete ihm die Arme. Und während er seine Arme öffnete, klaffte der Mantel auseinander.

„Wusstest du nicht, dass ich dich erwartet habe?“ sprach der König.

Und Clarence drückte sanft seine Lippen auf das leichte, ungeheure Schlagen. Da schloss der König langsam die Arme, und sein grosser Mantel umhüllte Clarence auf ewig.»